

Leseprobe

Eckart Kleßmann

Über dir Flügel gebreitet

Eine Kindheit 1933 – 1945



AISTHESIS VERLAG

Bielefeld 2008

Abbildung auf dem Umschlag:

August Ewerbeck: Bildnis Eckart Kleßmann (1943).

Bibliographische Information Der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

© Aisthesis Verlag Bielefeld 2008
Postfach 10 04 27, D-33504 Bielefeld
Satz: Germano Wallmann, www.geisterwort.de
Druck: docupoint GmbH, Magdeburg
Alle Rechte vorbehalten

ISBN 978-3-89528-665-0
www.aisthesis.de

Inhalt

1.	Auf die Welt gekommen	11
2.	Mein Vater	16
3.	Meine Mutter	27
4.	Anne-Lore	33
5.	Horst-Alfred	38
6.	Rüdiger	42
7.	Emma	47
8.	Die Großeltern	52
9.	Das Haus	57
10.	Der Garten	61
11.	Frühe Kindheit	64
12.	Krankheiten	73
13.	Was sonst sich begab	77
14.	Die Prinzessin und Karl Junker	82
15.	Die Hosen des Herrn von Bredow	88
16.	Gott	94
17.	Advent und Weihnachten	99
18.	Brunshaupten	116
19.	Schulzeit 1939-1943	123
20.	Unterm Hakenkreuz	135

21.	Besuch von Robert Ley	145
22.	Schützenfest 1939	148
23.	Spanisch-Fricco	151
24.	Badenweiler	157
25.	Musikunterricht	160
26.	Schule II : 1943-1945	165
27.	Schülerkonzert	175
28.	Lieder, Gedichte, Bücher	179
29.	Der gelbe Stern	187
30.	Im Krieg	194
31.	Ferien auf Gut Röntorf	208
32.	Schlösser und Gärten	215
33.	Die bleierne Armee	218
34.	Als Pimpf	225
35.	Das Portrait	237
36.	Silvester 1944	240
37.	Das Zigeuner-Trio	243
38.	Auf einmal war Frieden	246
39.	Sommer 1945	250
40.	Die Vertreibung	259

1. Auf die Welt gekommen

Meine Vorfahren väterlicherseits sind – bis zu meinem Großvater Heinrich Kleßmann – durchweg Bauern in Gütersloh gewesen. Der erste der Altvorderen, von dem wir wissen, schrieb sich Clesphen oder Klespen. Erwähnt wird er in einer 1229 datierten Urkunde, und zu dieser Zeit dürfte ein Bauer schwerlich des Lesens und Schreibens kundig gewesen sein. Das Benediktinerinnen-Kloster Herzebrock, dem die Gütersloher Bauern die Pacht zahlten, hatte die Abgabe des Zehnten, von dem die Bauern befreit worden waren, wieder eingesetzt, und dagegen hatten die Bauern geklagt, erfolglos, wie nicht anders zu erwarten.

Viele Kirchenbücher, die über meine Ahnen hätten Auskunft geben können, haben die Zeitläufe nicht überdauert, über den Hof gibt es daher nur sehr sporadisch Nachricht. Vor Jahren wollte mir einmal ein kluger Germanist weismachen, es sei ganz unmöglich, die unmittelbaren Vorfahren über einen Zeitraum von mehr als siebenhundert Jahren zu ermitteln, aber er vergaß dabei, daß sich Bauern über ihren Hof definieren, nicht aber über wechselnde Individualitäten, und dieser Hof ist immer im Besitz gleichlautender Namensträger gewesen.

Die Kleßmanns waren dem Kloster Herzebrock Pacht und Zehnten schuldig, solange das Kloster existierte, sind aber nie Leibeigene gewesen. Offenbar waren sie auch nicht ganz unvermögend. Gegen Ende des Dreißigjährigen Krieges besetzten schwedische Truppen Gütersloh, verhielten sich halbwegs manierlich, denn die Friedensverhandlungen hatten schon begonnen, verlangten aber eine Kontribution. Da dabei der Kleßmannsche Hof besonders belastet wurde, dürfte er auch etwas begüterter gewesen sein als die anderen.

Die 1867 geborene Mutter meines Vaters hieß mit Mädchennamen Anna Maria Lörpabel. Ein für Westfalen ungewöhnlicher Name. Korrekte Schreibweisen – oder was wir dafür halten – gab es in früheren Jahrhunderten nicht, der Pfarrer schrieb den Namen nach Gehör ins Kirchenbuch. Und da ist interessant, daß sich der Großvater Anna Marias noch Leurpavel schrieb (in seiner Sterbeurkunde „Löhrpabel“). Vielleicht hieß der Vorfahr dieser Leurpavels ursprünglich Leurpave und ist in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts als Hugenotte nach Westfalen gekommen.

Der alte Kleßmannsche Hof ist im Sommer 1911 durch einen Blitzschlag restlos eingäschert worden, als alle bei der Ernte auf dem Feld

beschäftigt waren. Was immer sich an Bildnissen und Dokumenten im Haus befunden haben mag, ist damals verbrannt. Etwas später mußte mein Großvater seinen Besitz der Trassenführung der Teutoburgerwald-Eisenbahn (TWE) opfern; er wurde mit einem Anwesen entschädigt, das sich „Meierhof Avenstroth“ nennt, an der Gütersloher Parkstraße gelegen.

Ob durch den Urahn Leurpavel ein Franzose in die westfälische Bauernfamilie gekommen ist, läßt sich mit Bestimmtheit nicht sagen. Gab es da noch einen zweiten? Am 13. Oktober 1814 wurde mein Urgroßvater Peter Friedrich Ludwig Clesmann (sic!) geboren. Mein Vater erzählte mir, dieser Vorfahr sei insofern „aus der Art geschlagen“, da er – unter lauter Blonden – tiefschwarze Haare und einen dunklen Teint gehabt habe, auch etwas kleiner als der Familiendurchschnitt gewesen sei. Als ich mich später mehr und mehr mit Napoleon und seiner Armee beschäftigte, ergötzte mich die Vorstellung, der Vater jenes Peter Ludwig sei vielleicht ein auf dem Hof beschäftigter französischer Kriegsgefangener gewesen, an dem sich Urgroßmutter Maria Elisabeth in den Wirren der Befreiungskriege verliebt habe; hübsch zu denken, aber leider nicht zu beweisen. Ein Soldat des Großen Kaisers als mein Urgroßvater, das wäre doch mal etwas! Übrigens hat sich das Erbgut des scherzhaft in der Familie „schwarzer Peter“ genannten Ahns nach den Mendelschen Gesetzen immer wieder deutlich in der Verwandtschaft durch schwarze Haare und etwas dunkleren Teint gezeigt.

Wie schon erwähnt, hat man es mit der Schreibweise der Namen früher etwas lax gehandhabt, und so findet sich im 18. und 19. Jahrhundert der Name mal Clesmann oder auch Klesmann und Klessmann geschrieben; erst Großvater Heinrich Kleßmann nahm bei seiner Eheschließung 1892 die Schreibweise Kleßmann als die endgültige an.

Ich wurde am 17. März 1933, einem Freitag, in Lemgo, im Krankenhaus „Wolfsche Stiftung“, um 17.15 Uhr geboren. Meine 39 Jahre alte Mutter hat es mit der Geburt ihres vierten und letzten Kindes nicht leicht gehabt. Schon die Monate der Schwangerschaft waren beschwerlich gewesen und meine Geburt mühsam, denn die Wehen hatten schon um 14 Uhr eingesetzt, ehe mich dann mein Vater über drei Stunden später mit der Geburtszange auf diese Welt holte, in die ich offenbar partout nicht wollte. Noch in meinem ersten Lebensjahr habe ich versucht, mich wieder davonzustehlen. Davon später.

Die Taufe zum evangelisch-lutherischen Christen fand erst am 25. Mai, dem Himmelfahrtstag, statt, denn meine Mutter erholte sich nur langsam und mußte noch Wochen nach der Geburt liegen. Wohl deswegen ent-

schloß man sich zur Haustaufe. In der Diele meines Elternhauses wurde sie von Pastor Ewerbeck, einem Freund des Hauses, vorgenommen. Er gab mir den Taufspruch: „Selig sind, die reinen Herzens sind, denn sie werden Gott schauen“ (Matthäus 5,8). Zwar haben weder Taufe noch religiöse Unterweisung und Konfirmation es vermocht, aus mir einen wahren Christen zu machen – ich bin, mit Goethe zu sprechen, ein dezidiertes Nichtchrist geworden – aber ich bekenne mich als frommer Heide und liebe diesen Bibelspruch seit langem. Als ich dieses Buch vorbereitete, kam mir wieder das Tagebuch meiner Mutter in die Hand, das sie über meine ersten drei Jahre geführt hat, und dort entdeckte ich erst jetzt meinen Taufspruch, den ich nicht gekannt hatte. Ich verstehe ihn als Lebensmotto, und als solchen hat ihn mir Pastor Ewerbeck auf den Weg gegeben.

Eltern neigen zu der irrigen Annahme, ihre Kinder begriffen das meiste überhaupt nicht. Und so erzählte mir meine Mutter ganz arglos in meinen frühen Jahren: „Wir hatten ja mit dir überhaupt nicht gerechnet.“ Älter geworden verstand ich: Ich war ein sogenannter „Nachkömmling“, der gar nicht vorgesehen war. Und: „Wir hatten ganz fest mit einem Mädchen gerechnet.“ Aha, also nicht nur nicht geplant, sondern auch noch das falsche Geschlecht. „Du solltest eigentlich (eigentlich!) Anna Katharina heißen, gerufen Annekathrein.“ Diese Namen finden sich auch unter meinen Vorfahren, auch meine Mutter hieß laut Taufurkunde „Katharina“, ist aber nie anders als „Käthe“ genannt worden. Leider habe ich meine Eltern nicht gefragt, warum sie den Vornamen wählten, den ich dann als einzigen erhielt, denn er findet sich weder unter den Ahnen noch sonst in der Verwandtschaft.

Meine Mutter, deren Lust am Sammeln ich geerbt habe, hat sämtliche Briefe, Karten und Telegramme, die sie zu meiner Geburt erhielt, sorgfältig verwahrt, und darunter befinden sich ein paar Bekundungen, die ich nur mit einer Mischung aus Staunen und Abscheu lesen kann. Man beachte: Am 30. Januar 1933 war Adolf Hitler, der Führer der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiter-Partei (NSDAP), vom Reichspräsidenten zum Reichskanzler ernannt worden; anderthalb Monate später kam ich auf die Welt. In diesen anderthalb Monaten hatte die neue Reichsregierung schon ihr wahres Gesicht gezeigt: Sozialdemokraten, Kommunisten, Juden wurden verfolgt, willkürlich verhaftet, mißhandelt, manche auch totgeschlagen. Der Rechtsstaat war sofort beseitigt worden, und schon im März ließ sich Hitler in einer Stimmung aus Angst, Feigheit und Opportunismus vom Deutschen Reichstag (aus dem man

die legal gewählten kommunistischen Abgeordneten bereits eliminiert hatte) zum Diktator ermächtigen. Wer nicht völlig verblendet war, konnte damals schon ahnen, welchen Kurs dieser Mann einschlagen würde. Die Deutschen sahen aber in ihrer Mehrheit nur Positives. Wieviel verrät doch die Sprache! Da schrieb etwa ein Lemgoer Pfarrer meiner Mutter:

„Ist's nun auch nicht das erhoffte Töchterlein, so werden alle 3 Jungen doch mal, so Gott will, tüchtige Streiter für unser Vaterland.“

Die Frau eines Studienrats meinte: „Wenn jede Mutter drei Jungen in die Welt setzte, wäre es um Deutschland nicht schlecht bestellt.“

So sah es auch die Frau eines Arztes: „Sie können in der Tat stolz sein, liebe Frau Kleßmann, Sie haben nicht nur Ihrem lieben Manne, sondern auch dem Vaterland viel geschenkt!“

Eine mir unbekannte Dame versicherte: „Vielleicht hatten sich die Geschwister noch ein Schwesterchen gewünscht, aber ich finde, in dieser großen Zeit ist ein Junge ein ganz besonderes Geschenk.“

An die nun – dank Hitler – angebrochene „große Zeit“ erinnert auch eine in der evangelischen Wohlfahrtspflege Potsdams tätige Freundin meiner Mutter: „Und unter welch' glücklichem Stern ist er geboren, in diesen Tagen des neuen Aufschwungs und der Hoffnung. Möchte das wie ein Symbol über seinem Leben sein!“

Ein nicht zu identifizierendes Ehepaar aus dem westfälischen Münster sieht das ähnlich: „Er ist in einer Zeit geboren, die uns allen so recht nach dem Herzen ist. Sie ist zwar voller Stürme, aber die erfreulich sind! Möchten die Kinder, Eure, sowie unsere, einst Gelegenheit haben, mithelfen zu können, den Aufstieg unseres deutschen Vaterlandes fest zu schließen, auf daß wir wieder stolz sein können, überall wohin sie das Leben führt Deutsche zu sein. Unsere Jungens erleben die Zeit schon etwas mit, singen mit Begeisterung das Horst-Wessel-Lied und das Flaggenlied und grüßen die Braunhemden mit dem Hitler-Gruß. Ich impfe ihnen immer ein ‚Vergeßt nie diese Zeit‘. Möchte nun auch Euer kleiner Mann sich tapfer durchschlagen, zuerst einmal durch die Gefahren der Kindheit, das andere kommt dann später, wenn er seine Ellenbogen selbst gebrauchen kann.“

Eher pragmatisch schreibt eine Unbekannte: „Wie sind Sie zu beneiden, daß Sie gerade in dieser Zeit des allgemeinen Geburtenrückganges einem dritten Sohn das Leben geben durften, denn es ist und bleibt doch immer unser schönster Beruf, der als Frau und Mutter.“

Das war ganz im Sinne des neuen Regimes, das einige Jahre später Mütter mit vier und mehr Kindern mit dem „Mutterkreuz“ auszeichnete.

Auf diesen Orden hatte meine Mutter, dank meiner Geburt ein Anrecht. So habe ich ihr ungewollt zu einer Auszeichnung durch den Hitler-Staat verholfen, über die sie freilich nie Freude geäußert hat oder Stolz empfand. Ich kann mich auch nicht erinnern, daß sie dieses Kreuz, das sich heute in meinem Besitz befindet, jemals getragen hat.

2. Mein Vater

Die Kleßmanns waren eine Bauernfamilie, und mein Vater Gustav, am 18. Februar 1893 in Gütersloh geboren, würde einmal den Hof von seinem Vater übernehmen. Aber dazu fühlte er sich nicht berufen, ihn zog es zur Medizin. Soviel ich weiß, gab es deswegen auch keine Schwierigkeiten; Hoferbe wurde das zweite der fünf Kinder, Willi.



Die Großeltern Marie (Mitte) und Heinrich (sitzend) Kleßmann mit ihren fünf Kindern: Frida (1901-1991), Ernst (1899-1988), Gustav (1893-1974), Wilhelm (1894-1981) und Marie (1897-1992) (v.l.n.r.), um 1913

Mein Vater hat wenig von seiner Kindheit und Jugend erzählt. Er war selber noch ein kleiner Junge, als ihm von seiner Mutter aufgetragen wurde, Ernst, den Jüngsten seiner vier Geschwister, zu beaufsichtigen,

der damals vielleicht gerade ein Jahr alt war. Als die Mutter etwas später nach den Kindern sah, erstarrte sie: Auf der Treppe saß ein blutüberströmter Gustav, hinter ihm, eine Stufe höher, stand der kleine Ernst und beklopfte mit einem Hammer aufmerksam den Kopf seines Bruders, der geduldig stillhielt, weil er offenbar glaubte, dem Kleinen den Spaß nicht verderben zu dürfen. Als mein Vater etwa zehn Jahre alt war, besuchte Käthe, die einzige Tochter des mit den Kleßmanns befreundeten Bauunternehmers Westheermann, ihren Spielgefährten auf dem Hof. Um ihr zu imponieren, versuchte Gustav einen Handstand auf dem Sofa des Wohnzimmers, geriet dabei aber aus der Balance und schlug mit den Schuhen in ein großes Bild über dem Sofa, die Erstürmung der Düppeler Schanzen im deutsch-dänischen Krieg 1864 darstellend. Das Glas ging zu Bruch, die abgebildete Heldentat darunter zerriß, und Gustav bekam vor den Augen Käthes eine Tracht Prügel von seinem aufgebracht Vater.

Der Lehrer, der Gustav in den vier Jahren Volksschule unterrichtete, scheint ein recht bescheidenes Talent gewesen zu sein. Ein Klassenkamerad war ein Graf Bentheim, der zwar einen schönen Titel, aber offenbar wenig Intelligenz geerbt hatte, was den Schulmeister beim Zensurengeben in einige Bedrängnis brachte. Damals, um 1900, regierte in Deutschland Kaiser Wilhelm II., und die deutsche Kleinstaaterie repräsentierten auch nach der Reichsgründung immer noch ungezählte Fürsten, Herzöge, Grafen. Selbstverständlich stand der Adel nach wie vor über den Bürgern und die über den Bauern. Titel bedeuteten in diesem Staat erbötiger Untertanen und willfähriger Duckmäuser sehr viel, und nur Anarchisten, Kommunisten, Sozialisten und Sozialdemokraten – kurz, alles was man als „vaterlandslose Gesellen“ bezeichnete – scherten sich nicht darum. Meines Vaters Volksschullehrer aber wußte, was sich gehörte. Bei Klassenarbeiten erhielt der Graf Bentheim stets die schlechteste Note, da half kein Gott, aber der Lehrer, wohl wissend, daß die gesellschaftliche Hierarchie in Deutschland von Gott persönlich gestiftet worden war, bewertete die mißbratenen Diktate und Aufsätze des jungen Aristokraten nicht etwa mit einem schnöden „ungenügend“. Eine solche Note blieb den Söhnen der Bürger und Bauern vorbehalten. Wurden die Zensuren verlesen, so hieß es dann am Ende regelmäßig: „Graf von Bentheim: noch im Ganzen kaum genügend.“ Dem Adel war pflichtschuldigst Ehrerbietung gezollt, die Schüler freuten sich, und der junge Graf mochte sich das seinige denken. Mein Vater hielt diese Formulierung, die ihn immer sehr erheiterte, für ein diplomatisches Meisterstück pädagogischer Stilisierungskunst, und so konnte man es ja auch sehen.

Sonst verlief das Leben in dem verschlafenen Provinznest Gütersloh, das seine Bewohner „Gütsel“ nannten, ohne geistige Anregungen, wenn man vom evangelisch-lutherischen Gottesdienst mit Liturgie und Predigt absieht, den zu besuchen selbstverständliche Pflicht war. Eines Tages überflog erstmals ein Flugzeug die kleine Stadt; um dieses Ereignis richtig zu würdigen, bekamen die Kinder schulfrei.

Nach dem Abitur leistete mein Vater seinen Wehrdienst beim Badischen Leibgrenadierregiment Nr. 2 und begann anschließend mit dem Medizinstudium in Heidelberg, das im August 1914 durch den Ausbruch des Ersten Weltkriegs unterbrochen wurde. Mein Vater wurde sofort eingezogen und war schon am ersten Kriegstag beim Einmarsch in Belgien dabei: als Kaiserlicher Feldunterarzt. Diesen Titel gab man allen Medizinstudenten, wenn sie die erste Hälfte ihres Studiums absolviert hatten. Diese Feldunterärzte fand man nicht in den Lazaretten oder sonst hinter der Front, sondern in vorderster Linie, wo sie während der Kämpfe und in den Gefechtspausen mit den Sanitätern Verwundete bargen, notdürftig versorgten und sie dann zu den Hauptverbandsplätzen brachten.

„Das hatten wir wieder und wieder in den Manövern geübt, und es klappte alles wie am Schnürchen“, erzählte mir mein Vater. „Aber als unsere Sanitäter beim ersten Einsatz zerfetzte, entstellte, schreiende Verwundete aus dem Stacheldraht holen mußten, fiel einer nach dem anderen in Ohnmacht, weil sie den noch ganz ungewohnten Anblick nicht ertrugen, und so blieb die Arbeit uns Feldunterärzten überlassen.“

In Belgien waren Engländer die Gegner. Von Zeit zu Zeit wurden zwischen den Fronten Gefechtspausen vereinbart. Dann holte jede Seite ihre Toten und Verwundeten, man half auch einander, bot sich Zigaretten an und wechselte ein paar Worte. Danach zogen sich alle wieder in ihre Stellungen zurück und eröffneten erneut das Feuer. Bis zur nächsten Gefechtspause.

Mein Vater war bis Ende 1915 in Belgien und in Frankreich eingesetzt, dann verlegte man sein Regiment 1916 nach Rumänien, so daß ihm die vielbeschriebene „Hölle von Verdun“ erspart geblieben ist. Aber auch Rumänien war alles andere als eine Sinekure. Nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs las mein Vater eines Tages von der Ernennung eines neuen Erzbischofes in Freiburg. Bei dem Namen stutzte er (ich habe ihn vergessen, der Vorname war Wendelin) und erinnerte sich, daß er mit einem Soldaten gleichen Namens in Rumänien an der Front gewesen war. Einmal hatte mein Vater ein Paket von zu Hause bekommen, eine prachtvolle westfälische Wurst enthaltend. Gerade hatte er beschlossen,



Gustav Kleßmann, Kaiserlicher Feldunterarzt im Ersten Weltkrieg

sie mit dem genannten Kameraden zu teilen, als Artilleriebeschuß einsetzte und beide sich schleunigst in Deckung begeben mußten. Als das Feuer eingestellt wurde, war die schöne Wurst von Granatsplittern gespickt und kaum noch genießbar.

Nach Kriegsende nahm er sein Studium sofort wieder auf und beendete es 1920 mit der Promotion zum Dr. med. Ehe er seine erste Stelle in Bethel bei den Bodelschwingschen Anstalten antrat, entschloß er sich zur Heirat. Die Wahl fiel auf eine Freundin aus Kindertagen, Käthe Westheermann, Tochter des Bauunternehmers und Gütersloher Stadtverordneten August Westheermann, Freund seines Vaters. Das einzige Kind, Käthe Westheermann, hatte sich 1912 mit dem schwäbischen Regierungsbaumeister Alfred Haußmann verlobt, ihn bei Kriegsausbruch geheiratet und war schon anderthalb Jahre später Witwe geworden. Haußmann, Hauptmann der Reserve, war am 28. Januar 1916 vor Verdun gefallen; das einzige Kind, Anne-Lore, kam im Mai 1916, also nach dem Tod des Vaters, zur Welt.

August Westheermann hatte gegen die zweite Heirat seiner Tochter nichts einzuwenden, schließlich waren beide Familien immer befreundet gewesen. Die Kleßmanns sahen das aber ganz anders. Für sie war Käthe Westheermann, deren schweres Schicksal man bedauerte, schließlich nur ein verwöhntes Bürgermädchen und bestimmt nicht so solide, wie man sich eine Frau für Gustav gewünscht hatte. Also schickten sie Ernst, ihren Jüngsten, der gerade sein Theologie-Studium begonnen hatte, zu Käthe Haußmann, um ihr die Heirat auszureden. Das Gespräch fand in Westheermanns Garten statt. Neben dem Ausgang ins Grüne befand sich ans Haus gebaut der Abtritt, zu dem eine kleine Steintreppe hinauf führte. Der Zufall fügte es nun, daß August Westheermann just in dem Augenblick seine Notdurft verrichtete, als sich seine Tochter und Ernst Kleßmann unmittelbar vor dem ominösen Häuschen aussprachen. Mit ohnmächtiger Wut hörte der Bauunternehmer, der sich genierte, jetzt seinen anrühigen Lauschposten zu verlassen, daß seine geliebte Käthe für die Familie von Bauer Kleßmann nicht seriös genug war, nicht solide, eben richtig verwöhnt und bestimmt nicht an harte Arbeit gewöhnt.

Kaum war der Besucher gegangen, dem Käthe versichert hatte, sie dächte nicht daran, auf die geplante Heirat zu verzichten, da kam August Westheermann wie ein *jupiter tonans* aus seinem Häuschen gefahren und tobte. Nun wollte auch er von einer Heirat nichts mehr wissen, aber schließlich setzten sich dann doch Gustav und Käthe gegen allen Widerstand durch.

Die ersten Ehejahre in Bethel fielen in die Zeit der galoppierenden Inflation und waren auch angesichts der miserablen Bezahlung des jungen Arztes oft bedrückend. Aber vom Hof kamen immer wieder Lebensmittelpakete mit Schinken, Wurst, Speck, Eiern und Butter, zumal es von

Gütersloh bis Bethel nur ein Sprung war, und so schlugen sich die jungen Leute durch.

Mit dem Ende der Inflation 1924 kam überraschend die Berufung meines Vaters zum Oberarzt und 1927 zum Chefarzt des Krankenhauses Wolffsche Stiftung im lippischen Lemgo, damals noch ein Krankenhaus mit nur 60 Betten. Im September 1924 kam mit Horst-Alfred das erste (gemeinsame) Kind zur Welt, im März 1927 folgte Rüdiger und ich als letzter im März 1933.



Käthe und Gustav Kleßmann, 1922

Meine Eltern bewohnten in Lemgo in den ersten Jahren eine Mietwohnung in der Mittelstraße beim Tierarzt Westphale, mit dessen Familie man sich gut verstand. Einundzwanzig Jahre nach dem Ende des Er-

sten Weltkriegs begann schon der zweite, und wieder wurde mein Vater gleich einberufen, mußte aber – nun 46 Jahre alt – nicht mehr an die Front, sondern versah als Stabsarzt der deutschen Wehrmacht seine Aufgabe als Chefarzt des Krankenhauses und gleichzeitig mehrerer Lazarette mit schließlich 1500 verwundeten Soldaten. Im Krieg wurde er zum Oberstabsarzt und schließlich zum Oberfeldarzt befördert und hatte das Glück, Nazizeit und Krieg unversehrt zu überstehen. Einige Einzelheiten werde ich in späteren Kapiteln noch erzählen. Soweit der äußere Werdegang, der aber freilich den inneren nicht unberührt gelassen hat.

Mein Vater war ein schweigsamer Mann. Seine Verschlossenheit wirkte weder abweisend noch unfreundlich, nur lag ihm überhaupt nichts an unverbindlichem Geplauder. Es ist nur ein scheinbarer Widerspruch, wenn ich hinzufüge: Er war ein begabter Erzähler, besonders wenn es sich um komische Begebenheiten handelte. Manche seiner Geschichten habe ich von ihm bestimmt ein Dutzendmal gehört, aber er formulierte sie dabei immer wieder neu.

Gern unterhielt er uns mit Vorfällen, bei denen der Witz auf Kosten unserer Mutter ging. Er besaß einen ausgeprägten Sinn für alles Kuriose, und das Unglück meiner Mutter lag darin, völlig humorlos zu sein und folglich über Geschichten, in denen sie sich vielleicht unfreiwillig komisch verhalten hatte, nicht lachen zu können, sondern sich zu ärgern und dies spüren zu lassen. Diese Schwäche machte mein Vater sich zu nutze. Ich will dafür nur ein kleines Beispiel von vielen erzählen.

Als ich ein halbes Jahr alt war, bekam ich Pseudokrapp mit schweren Erstickungsanfällen, und später waren alle meine Kinderkrankheiten stets von doppelseitiger Lungen- und Rippenfellentzündung begleitet. Nun waren alle Geschwister von Großpapa Westheermann schon jung an Lungentuberkulose gestorben und er als einziger übriggeblieben. Die große Sorge meiner Mutter war: Könnte da vielleicht diese verhängnisvolle Krankheit auf mich, den Enkel, vererbt worden sein?

„Ach was“, sagte mein Vater. „Erben kann man eine Disposition, aber nicht die Tuberkulose selbst.“

„Aber die sechs Brüder meines Vaters sind alle an TB gestorben!“

„Kein Wunder bei den damaligen hygienischen Verhältnissen“, sagte mein Vater. „Erinnere dich, wie es früher war. Die Stuben wurden alle mit Sand bestreut, in der Mitte saß der tuberkulöse Großvater, spuckte seinen Auswurf in den Sand, und die Kinder spielten damit und infizierten sich.“

Das wollte meine Mutter nicht auf sich sitzen lassen: „Mein Großvater hat nie in die Stube gespuckt, deiner wahrscheinlich.“

Diese Reaktion war charakteristisch. Mein Vater hatte gar nicht vom Großvater seiner Frau gesprochen, sondern ganz allgemein und zutreffend die Situation geschildert. Meine Mutter aber, die gelegentlich ein Standesbewußtsein entwickelte, als entstamme sie uraltem Adel (aber vor ihrem Vater waren alle Westheermanns auch Bauern gewesen), spielte jetzt ihre Karte als feine Bürgerstochter gegen den Bauernsohn aus, wobei sie übersah, daß die Tuberkulose unter ihren eigenen Vorfahren, aber nicht unter den Kleßmanns Opfer gefordert hatte.

Nach diesem kurzen Dialog (ich habe ihn mehrfach erlebt, meine Mutter kannte also längst die Argumentation meines Vaters) war die Stimmung zwischen meinen Eltern ziemlich getrübt, wobei mein Vater über seine gekränkte Frau nur lachte, was die Sache verschlimmerte. Übrigens war es ein Charakteristikum meines Vaters, daß er eigentlich nicht wirklich lachen konnte. Das kräftige, gleichsam aus der Tiefe des Körpers hervorbrechende herzliche, schallende Lachen war ihm nicht gegeben. Wenn er sich besonders freute, begann sein starker Oberkörper zu beben, das Beben wurde stärker, er bekam kleine funkelnde Augen, aus denen ihm schließlich die Lachtränen übers Gesicht liefen. Dieses Phänomen ist mir in meinem ganzen Leben bei keinem anderen begegnet. Wenn es ihn so richtig geschüttelt hatte, sah er von einem zum andern, und wenn er sich dann so freigelacht hatte, sagte er nur „Hm“. Dieses „Hm“ war ein Laut, mit dem er auch ganze Gespräche bestreiten konnte, wenn er es für Zeitverschwendung hielt, viele Sätze zu machen.

Er besaß eine wunderbare Ironie, konnte mühelos improvisierend reimen und liebte überhaupt das Spiel mit der Sprache. Doch jegliche Poesie war ihm fremd. Gedichte verstand er nicht, Romane und Erzählungen las er nie, sie erschienen ihm überflüssig. Gern las er Biographien, Geschichtsdarstellungen oder Memoiren von Politikern oder Militärs. Im Alter entdeckte er den Humor von Ludwig Thomas *Joseph Filsers Briefwexel*, aus dem er gern zitierte.

Die Musik liebte er, besonders die Richard Wagners, aber in die Oper ging er nur, wenn meine Mutter es ihm abverlangte. Doch für Konzerte oder für die Aufführungen der Bachschen Passionen, des Weihnachtsoratoriums oder des Brahmschen Requiems ließ er sich leicht gewinnen. Er besaß einen warmen Baß-Bariton, und wenn bei uns gesungen wurde, was oft geschah, mischte er stets eine zweite Stimme darunter.

Als vielgefragter Arzt verdiente er nicht schlecht, brachte es auch zu Wohlstand, aber nicht zu Reichtum. In seiner Lebensführung blieb er stets sparsam. Meine Mutter liebte es, abends unser großes Haus zu illuminieren, da sie oft treppauf treppab unterwegs war, wenn sie im Erdgeschoß saß, während ihr Zimmer mit Schreibtisch, Buchführung und Korrespondenz im ersten Stock lag. Sie haßte es, ständig Licht an- und ausknipsen zu müssen, während mein Vater meinte, es müsse ja nicht jeder Winkel im Haus beleuchtet sein, und man müsse Strom sparen. Kam also meine Mutter von oben ins Erdgeschoß, so ging mein Vater hinaus und schaltete stillschweigend sämtliche Lampen aus. Fünf Minuten später wollte meine Mutter etwas aus ihrem Zimmer holen, fand Flur und Treppenhaus im Dunkeln und schaltete ärgerlich wieder das Licht ein. Das ging so an einem Abend hin und her, wobei meine Mutter allmählich bei wachsendem Zorn kochte, aber nichts sagte; mein Vater, dem das natürlich nicht entgangen war, freute sich still in sich hinein. Nur wenn mein Vater wider Erwarten plötzlich den Mund auf tat und zu uns sagte „Unsere Mutti, die Beleuchtungsmeisterin“, schien es, als wolle die Angesprochene gleich explodieren, aber sie wußte, daß sie damit meinen Vater nur erheitert hätte, ja daß er darauf geradezu mit Genuß wartete, und so schwieg sie mit deutlich angespanntem Gesicht. Ach, nur ein Fünkchen Humor, aber eben der war ihr nicht gegeben.

Mein Vater liebte seine Frau, das war keine Frage, aber er nahm sie nicht ernst und behandelte sie oft wie ein Kind, dem man Nachsicht entgegenbringen muß. Uns Kindern blieben die Differenzen im Umgang unserer Eltern untereinander nicht verborgen, wir hielten sie für naturgegeben und dachten nicht weiter darüber nach, denn schließlich fanden sie sich immer wieder zusammen, da meine Mutter ja wußte, sie müsse nun einmal „den unteren Weg gehen“, wie es Großmutter Kleßmann auszudrücken pflegte, und das hieß nichts anderes, als stets nachzugeben.

Was mich aber an meinem Vater am meisten beeindruckte, war seine phantasievolle, bildkräftige Sprache. Nach einem Gottesdienst am Spätnachmittag des Heiligen Abends wurde mein Vater beim Verlassen der Kirche von einem mir unbekanntem Mann begrüßt. Als ich ihn später fragte, wer denn das gewesen sei, hieß die Antwort: „Das war der magere Herr Hans.“ Mit den Sprachspielen meines Vaters vertraut, begriff ich: Es handelte sich um den Notar Magerhans aus der Mittelstraße.

Eigennamen veränderte mein Vater immer. Es geschah nicht, um Menschen herabzusetzen oder zu verspotten, es war nur die Freude an der Sprache. Die besten Freunde meiner Eltern, Carl und Else Wage-

ner, hießen stets nur „die Wagneretten“. Unsere Nachbarn Knoop und Höthker nannte er „die Knöpe“ und „die Höthkerianer“. Der Konrektor Möller-Friedrich fand sich als „Herr Friedrich Möller“ wieder, die Frau meines Lateinlehrers Prinzhorn erschien als „Prinzhornen Mutter“. Als sich während des Krieges in unserer Nachbarschaft ein kinderreicher Schuster namens Knopek niederließ, bekamen er und seine Familie den Namen „Knopek, opek, pex, pox, fux“, was immer das bedeuten mochte. Als ich meinen Vater nach einer Erklärung dieses seltsamen Wortspiels fragte, bekam ich zur Auskunft nur ein vergnügtes Schmunzeln.

Für die Nahrung gab es ein eigenes Programm. Auf dem Frühstückstisch stand kein Honig, sondern „Honung“; das Frühstücksei hieß, da es mit dem Löffel aufgeklopft wurde, „das Tick-Ei“. Aus der Marmelade wurde die „Marmulade“. Die Bockwurst verwandelte sich in eine „bockige Wurst“, die man statt mit Senf mit der „Besenftigung“ verzehrte. Bratkartoffeln und Zwiebeln kannten wir nur als „Bratskartoffeletten“ und „Zwiebeletten“. Eine Suppe undefinierbaren Geschmacks nannte er „Frag-mich-was-Suppe“. Zum Nachtschisch gab es, leider selten genug „etwas Eisernes“, womit ein Eis gemeint war.

Wenn man gähnte, hieß es „er juhahnt“. Mußte man sich erbrechen, galt das als „Ulrich rufen“.

Unser Tierpark bestand während des Krieges aus „Kaninböcken“ (Kaninchen) und „Hinkeln“ (Hühnern), bewacht von „Tim, dem kühnen Springer“, unserem Langhaarfoxterrier Tim.

Die Lemgoer hießen „Lemgowieter“, ein Klosett war das „lokalpatriotische Örtchen“. Gelegentlich schenkte ihm einer seiner bäuerlichen Patienten einen Hasen aus eigener Jagd. Der wurde, so wollte es der kulinarische Brauch, zum Mürbewerden vor ein Fenster gehängt. Holte man ihn nach ein paar Tagen zum Braten ins Haus, so verbreitete sich der ein wenig unangenehme „Hugo“, andernorts *Hautgôit* genannt. Die Bezeichnungen für das Kino hatten sich in den Zwanziger Jahren, von Berlin ausgehend, als „Kintopf“ oder „Kintopp“ im Land ausgebreitet. Mein Vater schuf dazu das Verbum „sich bekintopfen“, wenn man ins Kino ging. Vorher mußte man sich dazu „aufmontieren“, also bereitmachen, und mit der Frage rechnen: „Seid ihr montagebereit?“

Das Auto, vor dem Krieg ein beigefarbener Adler Trumpf Cabriolet, wurde als „der Kompressor“ oder „die Adlerette“ bezeichnet. Ein Pastor hieß „Pisturges“. Großmama Westheermann fungierte als „die Große Mama“. Großmutter Kleßmann hingegen war „die Großmutter“.

Auch wir Kinder bekamen zusätzliche Namen. Da ich als kleines Kind Horst-Alfred nur „Afflett“ nannte, hieß er bei meinem Vater „der Affletterich“ oder „der Pascha“. Rüdiger war, nach dem Nibelungen-Held Rüdiger von Bechelaren, „der Bechlärner“. Anne-Lore, die bei Tisch stets sehr wenig aß, galt deshalb als „päpeliges Mädchen“, sonst aber für gewöhnlich „die hochmögende Tochter“ genannt. Ich selber war „der Benjamin“ oder „der Bambino“.

Mein Vater liebte die Zitate. Blühte es im Frühjahr, so galt Paul Gerhards „Narzissen und die Tulipan / Die ziehen sich viel schöner an / Als Salomonis Seide.“ Wurde bei einer Musikübertragung im Radio stürmisch applaudiert, so hieß sein Kommentar frei nach Schiller: „Es rast das Volk und will sein Opfer haben!“ Kamen Besucher und es wurde ein wenig laut, hörte man ihn sagen: „Welch Getümmel, Dampf wallt auf!“ Und wie ein Lebensmotto wiederholte er oft einen Vers von Matthias Claudius: „Er gibt's dem Sperling auf dem Dach / Wie sollt' er's mir nicht geben.“

Als Kind bin ich nie etwas anderes gewesen als der „jüngste Sohn von Dr. Kleßmann“. Das wurmte mich, als ich älter wurde, denn mir schien, diese Formulierung brächte mich um meine Identität. Denn schließlich war ich Eckart Kleßmann und nicht „der Sohn von“. Und doch war das für mich ein Gewinn, wie ich heute weiß. Denn es sollte die Zeit kommen, da ich mir sagte: „Eines Tages wirst du in Lemgo nicht mehr der Sohn von Dr. Kleßmann sein, sondern nur noch du selbst, Eckart Kleßmann.“ Dies war der Fall, als ich 1972 mit meiner Biographie des Prinzen Louis Ferdinand von Preußen mein sechstes Buch veröffentlichte und die Zeitungen in Lippe darüber berichteten, ohne jenen Zusatz. Heute weiß ich: Ich wäre ohne diesen übermächtigen Vater nie das geworden, was ich geworden bin. Er hat mich – ohne es zu wollen – herausgefordert und alle meine Widerstandskräfte mobilisiert. Nicht gegen ihn, sondern für mich. Ich danke meinem Schicksal, diesen großen, starken und so liebevollen Vater gehabt zu haben. Könnte ich es, ich würde ihn mir wieder und wieder zum Vater wählen. Ich habe, seit er tot ist, für ihn nie etwas anderes als Liebe und eine unendliche Dankbarkeit empfunden.

3. Meine Mutter

Vor mir liegen drei alte Photographien. Sie zeigen eine junge schöne Frau, Käthe Westheermann. Das eine ist „Weihnachten 1913“ datiert, da war Käthe bereits mit dem Stuttgarter Regierungsbaumeister Alfred Haußmann verlobt; vielleicht hat sie das Bild für ihn aufnehmen lassen. Sie schaut leicht am Betrachter vorbei mit einem leisen Lächeln, trägt modische Winterkleidung mit schicker Pelzmütze, umgehängt einen dicken gemusterten Schal, die Hände in einem Muff verborgen. Die andere



Käthe Westheermann

Aufnahme, die der Gütersloher Photograph Wilhelm Nottebrock angefertigt hat, ist wohl gleichfalls auf die Zeit 1912/13 anzusetzen. Hier steht Käthe in einem Park, sie ist auf dem Weg stehengeblieben und wendet den Blick zurück auf den Betrachter. Sie trägt einen großen breiten dunklen Hut über einem hellgrauen Kostüm; die Kostümjacke ist links mit einer Brusttasche besetzt, aus der eine kleine Kette hängt, die in einem Knopfloch am Revers befestigt ist, vielleicht gehört sie zu einer Uhr. Der linke Arm hängt herunter, der rechte greift um den Rücken herum und der Mittelfinger hält die Kette einer Handtasche; es ist ein Beutel mit Metallträger und daran befestigter Kette. Pompadour oder Ridicule nannte man damals ein solches Accessoire. Dieses Ridicule hängt auch auf dem Winterbild an ihrem linken Handgelenk, und wir finden es wieder auf der dritten Photographie, die sie mit ihrem Ehemann Alfred zeigt. Jetzt ist schon der Erste Weltkrieg ausgebrochen, denn Alfred trägt die mit einem Überzug versehene Pickelhaube und die Uniform eines Offiziers, und da daran das Ordensband des Eisernen Kreuzes zu sehen ist, muß das Bild zwischen Kriegsausbruch und seinem frühen Tod 1916 entstanden sein, wobei ich allerdings nicht weiß, wofür er diese Auszeichnung erhalten hat.

Überhaupt weiß ich fast gar nichts über den Mann, der die erste große Liebe meiner Mutter gewesen ist, der Vater meiner Schwester Anne-Lore, die vier oder fünf Monate nach seinem Tod zur Welt kam. Eine auf 1914 datierte Photographie, wohl bald nach der Eheschließung aufgenommen, zeigt einen Mann mit kurzem, gescheiteltem Haar, darunter ein volles Gesicht mit Oberlippenbart. Er lächelt ganz leicht, während seine Frau ernst und fragend in die Kamera blickt. Auf diesem Portrait trägt er noch Zivilkleidung. Wieviele kurz vor Kriegsausbruch geschlossene Ehen sind damals durch den Tod des Mannes vorzeitig beendet worden und ließen eine „Kriegerwitwe“, so sagte man, zurück. Als Alfred Haußmann gefallen war, war meine Mutter – geboren am 25. August 1894 in Gütersloh – gerade 21 Jahre alt.

Daß unsere Schwester Anne-Lore aus der ersten Ehe meiner Mutter stammte, haben wir drei Brüder natürlich gewußt. In Anne-Lores Zimmer hing viele Jahre lang eine große ovale Photographie ihres Vaters in Uniform, es wird wohl gleichzeitig mit dem erwähnten Doppelportrait entstanden sein. Ich mag drei oder vier Jahre alt gewesen sein, als ich meine Mutter fragte, wer dieser Mann sei. „Das ist Anne-Lores Väterchen“, sagte meine Mutter, und da sie damals diese Bezeichnung häufiger benutzte, prägte sich mir ein, daß wir Jungen einen Vater hatten, den



Käthe Westheermann mit Alfred Haußmann, 1915

wir „Vati“ nannten, Anne-Lore aber, die große Schwester, etwas ganz besonderes sein mußte, denn sie besaß neben Vati noch das Väterchen.

Käthe Westheermann hatte nach dem Besuch des Lyzeums kein Abitur gemacht, denn das gab es in der Regel für Mädchen gar nicht, und wenn, hätte sie auf ein Gymnasium in die Oberstufe wechseln müssen,

aber wozu, da sie nicht studieren wollte. Sie hatte auch nicht Latein gelernt, nur Englisch und Französisch. Also kein Abitur, dafür wechselte sie nun auf eine Haushaltsschule in Weimar. Dort lernten Töchter aus den sogenannten „besseren Kreisen“ alles, was eine perfekte Hausfrau wissen und können mußte: Kochen, Handarbeiten (Nähen, Stricken, Sticken, Stopfen etc.), einen Haushalt organisieren und führen, eine Wohnung einrichten und selbstverständlich auch Kosmetik. In diesem Pensionatsbetrieb freundete sich Käthe mit Gertrud Zimmermann aus Schwaben an. Eines Tages bekam Gertrud Besuch von ihrem Onkel Alfred aus Stuttgart, der wesentlich älter war als die beiden Mädchen und schon ein gestandener Regierungsbaumeister, und Käthe und Alfred verliebten sich ineinander. Obwohl Alfred für einen Mann in bester Position gelten durfte, dem August Westheermann die Hand seiner Tochter, um die Alfred angehalten hatte, ohne Bedenken anvertraute, durften die Verlobten nie allein ausgehen. Zum Besuch einer Konditorei in Gütersloh mußte eine Tante oder eine andere ältere Respektsperson weiblichen Geschlechts mitgehen, damit ja nicht etwas Unsittliches vorfiel, wozu schon – Gott behüte! – das Küssen in der Öffentlichkeit gehörte. „Anstandswauwau“ nannte man solche Begleitung damals. Später hat mir meine Mutter einmal von einer ungeheuren Kühnheit berichtet, einem veritablen Anschlag auf die Moral: Sie hatte sich mit ihrem Verlobten einmal heimlich auf ein paar Stunden in Kassel getroffen. Obwohl das in aller Keuschheit geschehen war und gewiß äußerst schicklich zugegangen sein wird, hätte dieses Treffen – in Gütersloh bekanntgeworden – für einen mittleren Skandal gesorgt; man durfte darüber gar nicht nachdenken.

Käthe war das einzige Kind des Bauunternehmers August Westheermann und seiner Frau Amalie; zwei Brüder sind schon sehr früh gestorben. Von ihrer Kindheit weiß ich nichts, ausgenommen die Geschichte von der alljährlichen Weihnachtsbescherung für die Armen, von der ich später erzähle. Da meine Mutter sehr musikalisch war und einen ausdrucksvollen Mezzosopran besaß, bekam sie neben dem Klavierunterricht auch schon früh Gesangsstunden, die sie noch bis in die ersten Jahre des Zweiten Weltkriegs genommen hat. Ihr Repertoire bestand zumeist aus den Liedern von Schubert, Schumann, Brahms, Wolf und Reger, und ich bin mit ihrer klangvollen Stimme und den Liedern, die sie gern vortrug, großgeworden; sie bildeten früh das Fundament meiner eigenen musikalischen Erziehung.

Neben der Musik galt ihre Liebe der Literatur. Noch heute besitze ich Lyrik-Anthologien aus ihrer Mädchenzeit. Sie war zwar sehr belesen,

aber ihr Interesse ging nie über einen sehr konservativ ausgerichteten Literaturkanon hinaus. Sie hat nie Thomas Mann gelesen (*Buddenbrooks*, doch ja, aber erst in ihren letzten Lebensjahren), aber nahezu alles von Werner Bergengruen, Hans Carossa, Ina Seidel und Ernst Wiechert.

Solange es ihre Gesundheit erlaubte, arbeitete sie im Garten. Sie hatte ihn selber entworfen, als das neue Haus 1931/32 gebaut wurde, besuchte Gartenschauen, las alle Bücher von Karl Förster, und nichts, was im Garten gedieh, blieb ihr unbekannt. Sie konnte jede Pflanze mit ihrem deutschen Namen benennen, die meisten auch mit ihrer lateinischen botanischen Bezeichnung, obwohl sie ja sonst des Lateinischen nicht kundig war. Sie hielt mich an, mir ein eigenes kleines Beet im Garten anzulegen, auf dem ich Erdbeeren und die von mir geliebten Ringelblumen pflanzte. Sie gab mir dazu jeden erbetenen Rat, redete mir aber nie drein, weil ich meine Erfahrungen selber machen sollte.

Über allem aber stand ihre Familie. Ihre Liebe und ihre Fürsorge waren aber nicht immer nur beglückend, sie konnten auch sehr besitzergreifend sein, worunter am meisten ihre Tochter zu leiden hatte. Damit wäre für alle leichter umzugehen gewesen, wenn meine Mutter den Humor meines Vaters gehabt hätte. Das bedeutet nicht, sie sei sauerböfisch gewesen, das ganz gewiß nicht. Sie konnte sehr wohl lachen und sich am Leben freuen, aber Humor bedeutet, die Dinge und vor allem sich selber relativieren zu können. So fehlte ihr auch jeglicher Sinn für die ausgeprägte Ironie meines Vaters, die sie gar nicht begriff und darum auch mißverstand. Sie nahm alles ernst und wortwörtlich, nahm daher auch leicht übel und machte sich damit selber das Leben schwer, und da ihre Mutter genauso reagierte wie sie, kam es immer wieder zu äußerst unliebsamen Auseinandersetzungen zwischen den Frauen. Wären beide mit Humor gesegnet gewesen, wäre so manches ungesagt und ungetan geblieben.

Meine musischen Interessen hat sie schon sehr früh gefördert und immer wieder auch angeregt. Freilich: Sie war jähzornig, verlor leicht die Geduld und hat mich als Kind mehrfach geschlagen. Wie es in Deutschland seit Jahrhunderten der Brauch war, gehörte auch zu ihrer Pädagogik, daß Kinder zuvörderst gehorchen müssen und niemals „ungezogen“ sein dürfen, sondern „artig“. Geschlagen zu werden mit dem Ruf „willst du wieder lieb sein“ oder „willst du wohl endlich artig sein“ empfand ich weniger als schmerzhaft, sondern als demütigend. Dennoch habe ich ihr diese wütenden Ausbrüche ihrer Ungeduld auch als Kind nie nachgetragen, denn ich wußte mich geliebt und behütet. Aber ich erinnere mich

noch genau, daß ich ihre jähzornigen Ausbrüche, die aber zum Glück selten vorkamen, für eine Schwäche hielt und als falsche Erziehung tadelte, natürlich nur ganz still für mich. Damals gelobte ich mir, sollte ich einmal selber Kinder haben, sie niemals zu schlagen und auch das „Artigsein“ niemals zur Maxime meiner Pädagogik zu machen. Und daran habe ich mich auch gehalten.

Ich schreibe das nicht, um meine Mutter zu verurteilen und mir auf ihre Kosten eine moralische Überlegenheit zu bescheinigen. Sie handelte so, wie sie es gelernt und selber als Kind erfahren hatte. Auch wußte sie sich im Einklang mit den deutschen Erziehungsidealen jener Zeit, deren oberste Devise war, jedes Kind zum gehorsamen, servilen, erbötigen und niemals aufbegehrenden Untertan abzurichten. Nein, abgerichtet hat sie uns Kinder ganz gewiß nicht, dafür liebte sie uns zu sehr, und die Liebe stand für sie über der Forderung des Gehorsams und der häuslichen Disziplinierung. Sie hat es im Leben nicht leicht gehabt, weil sie selber nicht leicht sein konnte. Das macht mich traurig, wenn ich heute daran zurückdenke. Aber sie hat meine Kindheit reich gemacht durch ihre Liebe und unermüdliche Fürsorge. Das macht mich glücklich – bis zu meinem letzten Tag.